

Zimbabwe – Ein Missionar im Rollstuhl

Josef ‚Sebi‘ Stocker ist Missionar. In seinem Leben hat er viel gebaut: Schulen, Kirchen, vor allem jedoch – zusammen mit schwarzen Einheimischen – fünfzig Staudämme für die Bewässerung von Maisfeldern.

Drifontein, Zimbabwe: Im Hof des Altersheims der Schweizer Immensee-Missionare in Afrika sitzt Pater Stocker in der Sonne. «Was mich hier hält, ist die Tatsache, dass ich keine Beine mehr habe», sagt er. Im nahen Muvonde-Spital sind sie ihm abgenommen worden; Zucker, altersbedingt. Seit gut zwei Jahren sitzt er nun im Rollstuhl. Er habe für seine Arbeit in Afrika gelebt, jetzt werde er auch hier sterben, sagt er. Vierzig Jahre sind eine lange Zeit.

1962 kam Stocker nach Zimbabwe, dem damaligen Rhodesien. «Wir waren jung und voller Energie», erinnert er sich. Die schwarze Bevölkerung wünschte sich damals vor allem Schulen für die Kinder. Also haben die Immenseer Patres Schulhäuser gebaut. Sie haben als Lehrer gearbeitet und für Bücher gesorgt. Und wo eine Gemeinde entstand, haben sie eine Kirche gebaut.

Verschiedene Gründe haben Pater Stocker dann auch veranlasst, Dämme zu bauen. Da war einmal die Klage der Leute: «Wir haben kein Wasser!» Er sah ihre Abhängigkeit vom Regen, der in den Wohngebieten der Schwarzen oft besonders spärlich fiel. Weiter wurde daheim in der Schweiz zunehmend Kritik an der Missionsarbeit laut. In den siebziger Jahren sagte man da: «Hört doch einmal auf, Neger zu taufen. Die kommen auf ihrem Weg in den Himmel. Macht lieber Entwicklungsarbeit!»

Ausserdem nahm Josef Stocker mit der Zeit noch ein anderes Problem wahr: In den ländlichen Gebieten Zimbabwes, wo der Grossteil der schwarzen Bevölkerung lebt, müssen die Männer seit je weit fort in die Stadt, um Geld zu verdienen. Die Frauen bleiben zuhause mit den Kindern, den Ziegen, den kleinen, steinigen Äckern – Stocker meint, diese Zerrissenheit der Familie sei einer der Hauptgründe für die rasante Ausbreitung von Aids in Zimbabwe.

Deshalb begann Josef Stocker ab 1983 gemeinsam mit ungelernten, aber hochmotivierten einheimischen Arbeitskräften Dämme zu bauen. «Zeitweise hatte ich bis zu 130 Leute beschäftigt», erzählt er. Und was ihm grosse Genugtuung verschafft: Seine Dämme haben alle gehalten. Sogar bei den grossen Überschwem-

mungen anno 91 sei keiner ‚s’Loch ab‘ gegangen! Die Schwarzen hätten schnell gelernt und die wichtigsten Regeln angewendet.

Dank dieser Dämme können die Frauen der umliegenden Siedlungen ihre Felder nun zumindest mit Kübeln bewässern, während ihre Kinder in den tiefblauen Dammseen Fische fangen. An einigen wenigen Orten wurden gar Bewässerungsanlagen gebaut, der erste Schritt zu einer intensiveren Nutzung des Bodens: Gemüse, Mais und Weizen, auch für den Verkauf.

Bedauerlicherweise wurden Stockers Projekte jedoch oft nicht weitergeführt. Sie scheiterten nicht am Know-how der Leute, sondern regelmässig an der Geldfrage: Kaum sollte eine Gruppe selbst das Geld verwalten, sei es problematisch geworden, erzählt Pater Stocker. «Sobald es um Geld ging, war’s, als hielte der Teufel seinen Schwanz rein», fasst er seine Erfahrungen zusammen.

Wie er die Zukunft Zimbabwes sehe? Josef Stocker schweigt. Dieses Land. Es habe einmal viele Hoffnungen geweckt, sagt er dann. Den Zusammenbruch, die ganze Korruption mitanzusehen, stimmt ihn traurig.

Zurück in die Schweiz möchte Pater Stocker dennoch nicht, das weiss er schon lange. Die Leute hier hätten trotz aller Mühsal eine liebenswürdige Mentalität bewahrt: «Man ist auf das Wesentliche eingestellt. Was zählt, ist ein Dach über dem Kopf und genug zu Essen.» In der Schweiz hingegen sei er einmal von einer Gönnerin in einem schönen Auto herumgeführt worden. Kurz nach der Abfahrt habe ein Vogel auf die - wie sagt man auf Deutsch? -, Kühlerhaube geschissen. «Und deswegen war dann der ganze Tag verdorben.»

Pater Stocker ist mit seinem Leben zufrieden. «Was ich konnte, habe ich getan,», sagt er. Seine Tage in Drifontein nimmt der 82-jährige wie sie kommen: Mit afrikanischer Gelassenheit. Man Sorge hier gut für ihn, sagt er. Vor dem Sterben hat er keine Angst: «Wenn es ein Himmelsreich gibt, dann komme ich hin!» lächelt der alte Missionar mit spitzbübischem Augenzwinkern.